



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Deutscher Weihnachts- und Neujahrsaberglaube.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Deutscher Weihnachts- und Neujahrsaberglaube.

Immergrün in dürrer kalter Zeit gleich ihrem Symbole, dem Tannenbaume in der verblichenen Natur des Winters, wurzelt im Leben des deutschen Volkes die deutsche Weihnacht. Ewig heiter und hell wie ein Stück auf die Erde gefallener Himmel leuchtet sie am Ende jedes Jahres in die dunkeln Gassen und die verdüsterten Seelen der Alltagswelt. Eine der anmuthigsten Geburten des germanischen Gemüths, eines der lautesten Zeugnisse für dessen Liebenswürdigkeit im Vergleich mit andern Nationen, zaubert sie wie kein anderes unsrer Feste, Stimmungen an die Stelle nüchternen Denkens und Trachtens setzend, mitten in die Prosa unsrer Tage eine Dasee poetischer Regungen.

Was wir meinen, ist nicht bloß das Lauschen der Kinderwelt an verschlossenen Thüren, durch deren Schlüsseloch Strahlen der Bescherung fallen, die in der „guten Stube“ flimmert. Es ist nicht bloß das reizende Chaos von Sehnen und Ahnen, von sinnreichen Räthseln, Geheimnissen und Ueber-raschungen, über welchen der schöpferische Geist der Frauen bis zu dem fiat lux des Christabends schwebt. Auch nicht bloß die Wehmuth, welche im Hause des Armen den Christbaum vermissen mag, oder der liebeiche Sinn, der ihm einen anzündet. Was wir meinen, ist endlich auch nicht bloß die fromme Erregtheit, welche Christen am Geburtstage des Sohnes Gottes, des Erlösers und Seligmachers empfinden mögen. Die holde Magie, das überirdische Licht, worin die deutsche Weihnacht — und nur die deutsche — wie eines jener alten Bilder auf Goldgrund schwimmt, stammt nicht allein von jenem Sterne, der die drei Weisen nach der Krippe von Betlehem leitete.

Was wir im Auge haben, ist vielmehr der Hintergrund von all dem Gesagten. Wir denken an die Weihnachtszeit im weiteren Sinne, an die „heiligen zwölf Nächte“, an die Advente, die ihnen vorausgehen, an die bald unheimlichen, bald possenhaften Gestalten, die in ihnen durch das Land ziehen, an den Zauber, der in ihnen geübt wird, an die Sagen und Sitten, die sich an sie knüpfen; wir denken an den Aberglauben, der die deutsche Weihnacht umgibt. Der

größte Theil desselben ist verstümmelter, verwandelter, verdunkelter Rest der Religion, die vor der christlichen unter den deutschen Stämmen herrschte, ist Nachhall des alten Heidenthums, als „Beiglaube“ neben dem siegreichen Christenthume geblieben, ja in einigen Beziehungen sogar in die Erscheinungen desselben verschmolzen.

Die Religion der germanischen Völker war in der Urzeit unzweifelhaft das, was die Anfänge alles Heidenthums ausmacht, ein Anstaunen der Elementarmächte, ein Gefühl der Abhängigkeit von der Natur. Man verehrte den Sturm, der die Wolken über den Wald jagte und zugleich aus diesen Wolken fruchtbaren Regen spendete. Man betrachtete mit Wonne und doch wieder mit ehrfurchtsvoller Scheu die Sonne, die hoch über den Häuptionen der Menschen, unnahbar, klar und rein, mit ihrem Lichte und ihrer Wärme allenthalben Leben weckend am Himmel dahinzog. Man sah mit Zagen das Gewitter mit seinem Strahle mächtige Bäume spalten und hörte bebend zu, wenn seine grimme Donnerstimme durch die Thäler rollte. Aus dem Anstaunen wurde allmählig ein Anbeten, aus den Kräften entstanden Personen, aus den Gestirnen und Elementen traten Götter hervor, die einen Charakter und Attribute hatten.

Das Wesen dieser Götter war anfangs noch sehr wenig von ihrer physikalischen Basis unterschieden, noch sehr einfach, noch ohne Geschichte wie das Volk, das sie anbetete, und dessen Spiegelbild sie zu werden begannen. Die Götter der germanischen Urzeit waren als Götter ackerbautreibender Stämme in der Hauptsache Wesen, welche die Arbeit des Pflügers und Säemanns segneten. Man verehrte Wuotan, den Gott des Himmels mit seinen Winden und seinen jagenden Wolken, vor allem aber mit seiner segnenden Sonne. Man betete zu Donar, dem Gotte des Gewitters, der ein Bekämpfer der als Riesen vorgestellten Mächte des Winters war. Man opferte Fró, dem Spender des Getreides, dessen Attribut, der goldborstige Eber, das Feld mit den reifen Halmen versinnbildete. Man hatte sich aus der Vorstellung von der fruchtgebärenden Erde das Bild einer Göttin entwickelt, die bald als Saathewahrerin, bald als Beschützerin des Haushalts, bald als Herrscherin der Todten, allenthalben aber als Gemahlin des Sonnen- und Himmelsgottes auftritt.

Aber die Zeit kam, wo aus dem Idyll, welches das deutsche Volk bis dahin dargelebt, eine Tragödie wurde. Die Kriege mit dem Römerthum begannen. Einzelne Stämme gingen unter, andere drängten nach. Von Osten her brachen mit dem Ungestüm von ungebändigten Naturkräften wilde Horden in den Lebenskreis der Germanen ein, und derselbe that sich nach Westen zu auf und ward aus einem vergleichsweise stillen Meere zum reißenden Strome. Und wie auf Erden, so auch im Himmel; dem sich mehr und mehr verdüsternden, dabei aber auch mehr und mehr ethischen Gehalt aufnehmenden Leben der

Nation entsprachen die Spiegelbilder dieses Lebens, die Götter. Sie wurden in diesem Prozesse persönlicher, sie erhielten eine Geschichte, aber sie wurden zugleich aus vorwiegend friedlichen Wesen zu finstern blutigen Gestalten. Wuotan, einst als leuchtende, segnende Himmelsmacht angestaunt, dann deutlicher als Geber der Feldfrucht und aller dem Ackerbau entspringenden Wohlthaten verehrt, wurde zum persönlichen Ausdrucke der heranstürmenden Kriegswuth. Donar, sein Sohn, bekämpfte nicht bloß die Elementarriesen mehr, sondern schmetterte auch mit den donnerkeilsförmigen Heeresspitzen die Reihen der Feinde nieder. Der milde, reichthumverleihende Fró trat in den Hintergrund, um dem schrecklichen Bürger Ziu, dem Gotte des Schwertes, Platz zu machen. Balder, der Unschuldige und Gerechte, mußte sterben vor der Treulosigkeit, der Gier und dem Grimm, welche im Gefolge des Krieges sich des vorher harmlosen Volksgeistes bemächtigten. Auch die niedern Gottheiten verwilderten. Eine Welt voll Dämonen bevölkerte Feld und Wald, und schon in diese Zeit fallen die Anfänge des spätern Zauberesens. Edleren Gemüthern mußte dieser Zustand unerträglich sein, und so entwickelte sich allmählig der graufige Gedanke des einstigen Untergangs der Welt sammt den Göttern.

Indeß waren Erinnerungen des vormaligen friedlichen Wesens der Götterwelt geblieben, grade so und in demselben Maße, wie im Volke der Sinn für festhaftes Leben und Feldbau geblieben war. Noch trug Wuotan den grauen flatternden Mantel und den breiten Hut, die den Wolkenhimmel bedeuteten, und noch war das Rad, das Symbol der Sonne, sein Attribut. Noch spendete Thor heilkräftige Kräuter. Noch zog hin und wieder Fró die Saaten segnend durch das Land. Noch stand die weiße Bertha und Frau Holle den Flachsfeldern und den Spinnstuben vor, und noch immer feierte man den Frühlingsanfang und die beiden Sonnenwenden, den Mittsommerstag und das Zulfest.

In dieser Gestalt, als eine Verschmelzung der drei soeben bezeichneten Phasen, wurde das deutsche Heidenthum von dem Christenthume angegriffen und überwunden. Die alte, trotz ihrer Erkrankung noch geliebte Religion wurde von ihm nur unterjocht, nicht aber aus dem Herzen vertilgt. Die Verkünder des Evangeliums konnten die Göttereichen fällen, die Schöflinge aber, welche deren Wurzeln unter dem statt ihrer aufgepflanzten Kreuze trieben, ließen sie im allgemeinen unangetastet. Sie fanden in den Göttern, die sie zu verdrängen kamen, wilde und milde Züge. Die einen verwandelten sie in Teufel und Spukgestalten. Die andern waren unschädlich, und so konnte die Geistlichkeit sich gefallen lassen, wenn das Volk sich ihren Fortbesitz dadurch sicherte, daß es ihnen christliche Attribute und Namen gab und den Mythen von ihnen ein christliches Colorit verlieh; ja selbst unter dem alten Namen ließ man ihnen Duldung angedeihen, wosfern sie nur nicht mit dem Anspruch auf göttliche

Verehrung, sondern bloß als gutartige Geister austraten oder sich in Märchen oder Pöffen versteckten.

So kam der alte Glaube nach Verwehen des ersten Sturmes, der über ihn hereinbrach, neben dem neuen in drei Reihen von mythischen Gebilden theilweise wieder zu Ehren. In die erste, welche die vom Christenthume in die Hölle verwiesenen Gottheiten umfaßt, gehören unter andern das wilde Heer, sofern es bloßer grauenvoller Spuk ist, Frau Holle, die den Lannhäuser verlockt, die oberösterreichische Perchtel, Satan mit den Raben Wuotans und dem Bocke Donars und der Teufel, der den Abergläubischen in besondern Nächten den Farnsamen gibt. Die zweite Reihe begreift in sich die alten Götter, sofern sie in einzelne Heilige der katholischen Kirche oder in die Person Christi selbst aufgegangen sind, die Drachentöchter Michael und Georg, St. Martin, der Wuotans Schimmel reitet und von Donars Bocke begleitet ist, St. Blas, der Thors rothen Bart trägt und gleich diesem ein Verfolger der Riesen ist, schließlich mancherlei Züge des Mariencultus, die mit dem zusammenreffen, was in der Urzeit von Frick, Holda oder Bertha galt. Die dritte Reihe dieser bis auf heute lebendig gebliebenen Erinnerungen aus der Heidenzeit umfaßt die Götterbilder und die religiösen Gebräuche, die ihrer Harmlosigkeit und ihrer Unverfänglichkeit halber selbst mit dem alten Namen oder doch anklingend an diesen von Seiten des Christenthums Duldung erfuhren, und von denen die ersteren im Aberglauben als eine Art gutartiger Dämonen fortlebten, die letzteren aber als Mummenschanz, Pöffe oder Spiel im Kreise der Volksitten sich fortsetzten. Hierhin ist zu rechnen der Wodan, dem der niedersächsische Bauer einen Rest der Ernte für sein Pferd stehen läßt, hierhin der Eber Frös, der im Korne gehen soll, wenn der Wind in dessen Halmen wühlt, hierhin Frau Holle, die in Thüringen die Spinnstuben heimsucht, und die Perchta, die im Voigtlande und in der Orlagegend mit den Seelen gestorbener Kinder ihren nächtlichen Umzug hält, hierhin die Gebräuche der Fastenzeit, der schwäbische Funkensonntag, die Oster- und Johannisfeuer, der Name der Göttin, nach welcher das christliche Osterfest benannt wurde, hierhin endlich vor allem die Reste des altgermanischen Julfestes, die uns in den Gestalten und Gebräuchen, den Spielen und Pöffen der zwölf Nächte und der ihnen vorausgehenden Adventszeit, unerklärbar sofern man vom Christenthume allein Aufschluß verlangt, in reichster Fülle entgegentreten.

Nirgends haben die Fluten des Christenthums und der classischen Bildung, als sie die alte Zeit unter sich begruben, so große Schichten fossiler Reste derselben zusammengeschwemmt, als um die hohen Feste, die gleich Hügeln über das Alltagsleben emporragen. Außerordentlich groß ist die Zahl der vom Volke um die Oster- und Pfingstzeit beobachteten Sitten, welche bei näherem Zusehen als dem Heidenthume entstammend erkannt werden. Noch bei weitem

reicher aber lagerten sich derartige Ueberreste der Urzeit auf und um Weihnachten ab, das der Zeit und in gewisser Hinsicht selbst der Bedeutung nach dem höchsten Feste der Germanen entspricht. Dies ist der Satz, den das Vorhergehende einleitete und das Folgende erläutern und mit Beispielen belegen wird.

Der Mittwinter, wo die Sonne zu sommerlichem Glanze umzuwenden begann und wo deshalb am passendsten das alte Jahr schloß und das neue sich aufthat, mußte dem Geiste der Nordvölker die als Götter aufgefaßten Naturkräfte sammeln und dadurch zur hochheiligen Zeit werden. Wie viele der Himmlischen sich einstellten, läßt sich nicht mehr constatiren, wiewol sich aus dem Ausdrucke „zwölf Nächte“ die Andeutung gewinnen lassen möchte, daß in jeder ein bestimmter der zwölf obersten Götter verehrt worden sei. Lassen wir aber diese Hypothese beiseite, so scheinen namentlich drei Gottheiten in der Zulzeit eine Rolle gespielt zu haben, Frö nämlich, Donar und Wuotan nebst seiner Gemahlin Frick, die je nach der Landschaft auch andere Namen, z. B. Frau Herke, Frau Holle, Berchta oder Bertha führte.

Nach vollendeter Bestellung der Wintersaat, um Martini, begann eine Art Vorfest. Da zogen die Götter auf einem Wagen oder zu Roß durch die Gauen, empfingen Opfergaben und spendeten Segen dem keimenden Getreide. Es war ein frommer Mummenschanz, bei welchem das übermenschliche Wesen derer, die ihn aufführten, dadurch angedeutet war, daß sich dieselben in weiße Gewänder, in die Farbe des Lichtes kleideten. Dieser Aufzug hat sich, in eine Possen verwandelt, sowol in Nord- als in Süddeutschland erhalten. Wir meinen den sogenannten „Schimmelreiter“, der in den Adventen sein Wesen treibt. In der Grafschaft Ruppin erscheint in der zweiten Woche des December ein Ritter auf einem weißen Pferde, das heißt ein Knecht, dem auf der Brust und auf dem Rücken ein Sieb festgebunden, ein weißes Linnen darübergebreitet und vorn ein Pferd kopf befestigt wird. Ihm folgt ein ebenfalls weißgekleideter „Christmann“, der mit Bändern geschmückt ist, einen großen Sack mit Asche und eine Tasche mit Pfefferkuchen trägt und von einem Trupp „Feien“, Burschen, die Weiberkleider angezogen und sich die Gesichter geschwärzt haben, begleitet ist. Diese Sippenschaft zieht mit Musik von Haus zu Haus, und zwar tritt zuerst der Reiter ein und springt über einen Stuhl. Dann kommt der Christmann, die Feien müssen draußen warten. Hierauf stimmen die Mädchen im Hause ein Lied an, worauf der Reiter eine von ihnen beim Arme nimmt und mit ihr tanzt, während der Christmann den Kindern Sprüche überhört und die Fleißigen mit Pfefferkuchen belohnt, die Faulen mittelst des Aschensackes bestraft. Sobald beide wieder fort sind, dringen die Feien herein, hüpfen umher, treiben allerlei Muthwillen und kehren das unterste zuoberst.

Ein ähnlicher Spuk läßt sich in den Wochen vor Weihnachten in andren Gegenden Norddeutschlands und in Schlessen sehen. Hier wird der Schimmel

durch drei junge Leute gebildet, von denen die beiden letzten die Hände auf die Schultern des Vordermannes legen, während ein vierter dem mittelsten auf den Achseln sitzt. Der Kopf des Pferdes ist durch eine Erhöhung angedeutet, durch welche das weiße Tuch, das über sie gebreitet ist, emporgehoben wird. Der Reiter ist gleichfalls verhängen und hat bisweilen einen Kürbis, in den Augen und ein Mund geschnitten sind, und aus welchem ein Licht hervorleuchtet, als Laterne in der Hand. Häufig begleitet den Schimmelreiter ein „Bär“, dargestellt durch einen Burschen, der in Erbsen- oder Haferstroh eingeflochten ist und mit einer Balancierstange die Rolle des Tanzbären spielt, einst aber, wie sogleich gezeigt werden soll, nichts weniger als einen Bären vorstellte. In einigen pommerischen Strichen und namentlich auf Usedom tritt zu diesen barocken Masken noch der „Klapperbock“, ein Bursche mit einem Ziegeltopf, dessen untere Kinnlade beweglich ist und womit fortwährend geklappert wird. Er stößt die Kinder, welche kein Gebet hersagen können.

In diesem Aufzuge sehen wir bei einem Rückblicke auf die altgermanische Göttersage ganz deutlich drei Gottheiten auftreten. Der Schimmelreiter ist Wuotan auf seinem weißen Rosse, der Bock eine Erinnerung an das Attribut Donars, der Bär endlich, welcher auch bei den Nachklängen des alten Maifestes eine wichtige Rolle spielt, ist (wenn wir das plattdeutsche Behre- oder Bäre-Eber daranhalten und das später zu erwähnende weiße Schwein des schwäbischen Weihnachtsaberglaubens damit vergleichen), ohne Zweifel der heilige Eber Frös, des Gottes der Fruchtbarkeit. Die Feien mögen Untergötter, vielleicht auch Elben sein. Der Aschensack deutet an, daß man einst ganz so wie zu Ostern und am Mittsommertage heilige Feuer anzündete, mit deren Asche man sich bewarf, indem dieselbe segnende Kraft hatte.

In Mitteldeutschland, namentlich im Königreiche Sachsen, ist Schimmel, Bock und Bär verschwunden, der Reiter aber geht unter einem Namen um, der womöglich noch klarer auf den heidnischen Ursprung der Ceremonie hinweist. Wir meinen den allbekannten „Ruprecht“ oder „Rupprich“, welcher, jetzt als Knecht des heiligen Christ aufgefaßt, einige Wochen oder auch nur einige Tage vor dem Weihnachtsabende in einen mit goldnen Äpfeln und Küssen behangenen Pelz verummmt, in die Stuben schaut, die Bescherung ansagt, sich erkundigt, ob die Kinder gefolgt haben, die Gehorsamen mit einer Obstspende belohnt und die Unartigen schreckt und mit der Ruthe straft. In dem plumpen, struppigen Gesellen aber haben wir nichts weniger als einen Knecht des Christkinds, sondern — man denke an die alte Form des Namens Ruprecht, Gruodperecht — einen „ruhmesprächtigen“ Gott, und zwar keinen andern als den gewaltigen Himmelsriesen und Göttervater Wuotan vor uns, zu dessen Beinamen in der Edda auch der des Ruhmstrahlenden gehörte.

Diese Hypothesen werden zu Ueberzeugungen, sobald man damit zusam-

menstellt, was um Martini und in den Adventen in solchen Gegenden Brauch ist, wo der Katholicismus die alten Götter in Heilige verwandelt bewahrte.

Hierher gehört zunächst Sanct Martin, dessen Tag auf den 11. November fällt. In seiner Legende, die beiläufig weit jünger ist, als sein Fest, findet sich nichts, was auf seine Kleidung oder darauf deutete, daß er mit Pferden im Zusammenhange stände, und so werden wir schon deshalb den Schluß ziehen dürfen, daß die im Folgenden mitzuthellenden Züge von einem heidnischen Gotte entlehnt seien. Stellen wir zuvörderst zusammen, was die Sitte an seinem Tage zu beobachten gebietet, und ziehen wir dann das Facit. In Böhmen trinkt das Landvolk sich am Martinstage, der hier „Gehoisto“ heißt, ganz wie einst an den Wuotansfesten, Schönheit und Stärke zu. In Schlessen sagt man, wenn es zum ersten Male schneit, „der Märten kommt auf dem Schimmel geritten“. In Sachsen bäckt man zu Martini die sogenannten Märtenshörnchen, die höchst wahrscheinlich gleich der Martinsgans und den weiter unten zu nennenden Bregeln und eberförmigen Weihnachtskuchen ein Rest uralter Opfer Speisen sind und sich auf den Hauptschmuck des Boock Donar beziehen, der im Gefolge des Schimmelreiters den Gott selbst vertrat. In Schwaben zieht in den Adventen der „Pelzwärte“ ganz in der Weise wie in Sachsen der Knecht Ruprecht umher. Am Niederrhein ward noch vor vierzig Jahren der Vorabend des Martinstages sowie jetzt in Norddeutschland der Osterabend durch Anzünden von Feuern auf allen Höhen gefeiert, und noch jetzt wird hin und wieder der alte Brauch beobachtet. Wie man am 1. Mai und zu Pfingsten unter Abfindung von Reimen Bier und Geld sammelt, so bittelt sich zu Martini die Jugend Holz und Stroh zum Martinsfeuer mit den Worten:

„Wir holen heute Holz und Stroh!

Hohoho! Froh, froh, froh!

Heiliger Sanct Martino!“

Haben sie ihre Feuerung bekommen, so heischen sie noch Fleisch und Speck, Würste, Äpfel und Kuchen. Erhalten sie, um was sie gebeten, so erschallt ein Danklied. Weist man sie ab, so wünschen sie dem Geizigen Uebles in einem Reime, welcher schließt:

„Und eine Gule steigt uns Haus,

Die kraht ihm noch die Augen aus.“

Das gesammelte Reifig und Stroh wird entweder in der Mitte des Dorfes oder auf einem Hügel vor demselben verbrannt. Um das Feuer wird getanzt, auch reitet auf einem Stecken, der vorn mit einem Pferdekopfe verziert ist, Sanct Märten, ein gleich dem norddeutschen Bär in Stroh gefüllter Bursch, um den Scheiterhaufen. Die Asche wird über die mit Winterkorn besäten Felder gestreut, indem sie vor Schneckenfraß sichern soll. Rechnen wir dazu, daß der

heilige Martin auf alten Bildern als Ritter mit Roß und Mantel von weißer Farbe dargestellt wird, und daß die im Herbst ziehenden Raben und Krähen nicht bloß Martinsherden oder Martinsvögel, sondern sogar Godes-, d. h. Wodes- oder Wuotanshühner genannt werden, so bleibt kaum ein berechtigter Zweifel übrig, daß wir in dem frommen Rittersmanne Martin denselben Gott, und in der Rolle, die er bei diesen Gebräuchen spielt, dieselben Anklänge an die Vorfeier des altdeutschen Mittwinterfestes vor uns haben, die wir oben in dem Schimmelreiter und dem Ruprecht entdeckten.

Eine ganz ähnliche Gestalt ist der heilige Nicolaus, der unter mannigfachen Abwandlungen seines Namens ein noch weiteres Gebiet hat, als der Schimmelreiter, der Martin und der Ruprecht. Sein Tag, der 6. December, begann in südlichen Gegenden das Vorfest der Weihnachtszeit, und im Norden sowie am Rhein tritt er ganz so wie die bisher betrachteten Verhüllungen Wuotans auf. In Mecklenburg heißt er „Kulklas“, d. h. der rauhe Nicolaus, in Braunschweig und Hannover „Bullerklas“, am Niederrhein und in Westphalen einfach „Kloas“ oder von seinem Aschensacke „Ziederklas“. Auch hier ist sein Charakter eine Mischung aus Popanz, Kinderfreund und Pöffenreißer. Die Kinder glauben, daß Sanct Niclas als Bote des Christkinds die Weihnachtsbescheerung verkündend durch das Land zieht. Er sitzt auf einem Schimmel, das Christkind auf einem weißen Hahne. Er kommt stets in der Nacht, pocht an die Thür und poltert durch das Haus. Die Kinder haben vor ihrer Schlafstube große Schüsseln und daneben ihre Schuhe hingestellt, die mit Hafer, „dem Klas für sein Roß“, gefüllt sind. Er nimmt das Pferdefutter und füllt dafür die Schüsseln mit Geschenken, während die Kleinen drei Gebete hersagen oder sich ängstlich unter ihre Decke verkriechen. Ungezogene Buben und Dirnen finden am Morgen eine in Kalk getauchte Ruthe auf ihrer Schüssel, artige Kinder dagegen allerlei angenehme Dinge, Zuckerbrot und Bregeln, Äpfel, Nüsse, Heiligenbildchen, vor allem aber den „Klasmann“, das Bild des Heiligen (oder des alten Gottes) selbst aus Semmelteig geformt und mit Korinthenaugen versehen, sein schmachhaftes Pferdchen besonders, oder (ganz wie die Pfefferkuchenreiter des Dresdner Striezelmarkts), aus Honigkuchenteig in Form gepreßt den Klas zu Pferde.

In Oestreich, Baiern und der Schweiz ist Nicolaus nichts als der kinderliebende Bischof. Er tritt im kirchlichen Ornate auf und hat einen Engel im Chorhemde zur Begleitung. Allein auch hier findet sich eine sehr deutliche Spur seiner ursprünglich heidnischen Natur, die sich durch Ausführung des Grundsatzes Gregors des Großen (Cap. 71), „daß man die Feste der Heiden allmählig in christliche verwandeln und in manchen Stücken nachahmen müsse“, nicht völlig verwischen ließ. Der andre Begleiter des Heiligen nämlich, in Oestreich „Grampus“, in Steiermark „Bartel“ genannt, ist ein und dasselbe

Wesen mit dem Schimmelreiter, dem Ruprecht, dem Pelzwärter und dem Ruf-
 las, d. h. der von der Kirche in eine mehr oder minder komische, mehr oder
 minder grauenvolle Spukgestalt verunstaltete Himmelsgott Wotan bei seinem
 Umzuge am Vorfeste des Jul. Daß dieser in ihm verborgen, ergibt sich aus
 dem ganzen Zusammenhange, vorzüglich aber daraus, daß mit dem Nicolaus
 in Obersteiermark die „Habergais“ auftritt, die beinahe vollkommen dem pom-
 merschen Klapperbocke, der oben als Begleiter des Schimmelreiters geschildert
 wurde, entspricht.

Daß diese Zeit eine hehre und heilige war, zeigt sich unter anderm auch
 aus dem Zauber, der in ihr getrieben wurde. Wir erinnern nur an den An-
 dreastag (30. November), wo allenthalben die Zukunft erforscht wird. So
 schließen an diesem Tage die Mädchen in Schwaben einen Kreis, in dessen
 Mitte ein Gänserich mit verbundenen Augen gestellt wird. Zu welchem Mäd-
 chen das Thier sich wendet, die wird im folgenden Jahre Braut. Anderswo
 betteln die Dirnen sich von einer Wittwe „unberufen“ einen Apfel, essen die
 eine Hälfte und legen die andre unter ihr Kopfkissen, dann träumt ihnen um
 Mitternacht unfehlbar von dem Zukünftigen. Wieder anderwärts sehen sie in
 der Andreasnacht Punkt zwölf Uhr in den Brunnen, und da schaut ihnen der
 einstige Schatz, über seiner Schulter aber zugleich der Teufel entgegen. Allent-
 halben wird aus dem in ein Glas Wasser geschütteten Dotter eines Eies oder
 aus in Wasser gegossenem Blei der Stand und das Gewerbe des zukünftigen
 Schemanes erkannt. Sehr verbreitet endlich ist auch die folgende Art, in der
 Andreasnacht den einstigen Bräutigam zu citiren. Das Mädchen muß allein
 in einer Kammer schlafen und mit dem Schlage Zwölf sagen:

„Heiliger Andreas, ich bitt dich,
 Bettstoll, ich tritt dich,
 Laß mir doch erscheinen
 Den Herzallerliebsten meinen
 Wie er geht und steht,
 Wie er mit mir in die Kirche geht.“

Wird vor und nach diesem Gebete dreimal an die Wand geklopft und bei
 den Worten „Bettstoll, ich tritt dich“ mit den Füßen gegen die Bettlade ge-
 treten, so muß der Zukünftige erscheinen, und wenn er auch hundert Meilen
 weit entfernt wäre. Daß dieser und ähnlicher Aberglaube aber im Heiden-
 thum wurzelt, wird sich im Folgenden mit entscheidender Deutlichkeit erweisen.

Die Nummerei der Adventszeit war, wie mehrfach schon angedeutet, ledig-
 lich das Vorspiel zur Feier der zwölf Nächte, des Geburtsfestes der Sonne,
 des hochseligen Jul, welches mit dem von Tacitus erwähnten Tanfanafeste
 identisch zu sein scheint. Das Julfest gehörte zu den drei großen Opfer- und
 Gerichtszeiten der Germanen, von denen noch zahlreiche Reste übrig sind. Es

war der höchste Feiertag unsrer Urväter, oder vielmehr ein Cyclus von Feiertagen. Die ganze Periode von der Stunde an, wo die Sonne ihren (scheinbaren) Wendepunkt erreichte, bis zu dem Tage, wo sie wieder vorwärts rückt, in der einen Gegend die Zwölften, in der andern die Loostage, wieder anderswo die Rauhnächte, am Rheine auch die Dreizehnnächte genannt, war geheiligt. Während derselben ruhten Ackergeräth, Handwerkszeug und Waffen. Cäsar und Germanicus benutzten diese Zeit, um die keines Angriffs gewärtigen, friedlich der Festfeier sich erfreuenden Stämme am Niederrhein zu überfallen. Man brachte den Ueberirdischen Opfer, vorzüglich an Pferden und Schweinen, hielt Schmäuse, erleuchtete die heiligen Haine mit Strohsackeln und Kerzen und ließ auf den Bergen jene mächtigen Feuer lobern, welche alle Ehrentage der Götter mit ihrem Scheine bestrahlten. Der große Gerichtsfriede herrschte. Die Wohnungen wurden mit Wasser um Mitternacht aus heiligen Quellen besprengt, von dem ein Rest das ganze Jahr über zu frommem Gebrauche aufbewahrt wurde. Beim Schmause legte man Gelübde ab, trank das Gedächtniß der Götter, pries sie und vor allem den Sonnengott in schallenden Liedern, führte Schwerttänze auf und muscirte dazu, so gut man es vermochte.

Auch hiervon hat sich manches in Sitte und Sage erhalten, wenn auch verstümmelt, und theilweise verunstaltet durch ungehörige Zuthat. Noch jetzt will in vielen Gegenden der Aberglaube, daß in den zwölf Nächten alle Arbeit und namentlich die des Rockens und der Spindel ruhe. Die Uebertreter trifft die Rache der gegenwärtig zu Gespenstern herabgesetzten Götter. Das Haus mußte gesäubert und geschmückt sein, wenn die heilige Zeit nahte, und noch jetzt weiß man in den Thälern Steiermarks, daß auf den Höfen, die in der Weihnachtswoche nicht in Ordnung gehalten werden, die Kinder wegkommen. Ist die Ordnung des Hauswesens für die festliche Zeit festgestellt, dann darf sie nicht mehr gestört werden, und so oft während der Zwölften der Tisch verrückt wird, so oft donnert es im nächsten Jahre. Die tiefste Stille muß gewahrt werden, und wer durch lautes Zuwerfen der Thüre die geweihte Nacht entweicht, hat im folgenden Sommer den Blitz zu fürchten.

Am Niederrhein geht die Sage, daß in der Weihnacht während einer Minute, die der Kundige wahrzunehmen weiß, alle Wasser Wein sind, daß das in dieser Nacht geschöpfte Wasser sich gleich dem Osterwasser das ganze Jahr hindurch frisch erhält und daß — ein sehr poetischer Hinweis auf die untergegangene Herrlichkeit des Heidenthums! — in der Christnacht die Glocken aller versunkenen Kirchen und Kapellen ihr Geläut vernehmen lassen. Ferner heißt es, daß die Sonne in der Christnacht zwei Freudensprünge thue und dann ihren Lauf ändere — so namentlich in Schwaben. In diesem erhabenen Augenblicke soll alles Vieh in den Ställen und im Walde auf den Knien liegen und beten.

Andre Ueberbleibsel des alten Juldienstes sind folgende. Am Kaiserstuhl und im Albthale holt man in der Christmitternacht das „Heilwag“ oder heilige Wasser, welches das Haus segnet, Leibweh heilt und vor Schaden bewahrt. An der Sieg und Lahn wird zu Weihnachten der Grundblock am Feuerherde erneuert. Ein schwerer Klotz aus Eichenholz, gewöhnlich ein Erdstummel, wird entweder an der Feuerstelle eingegraben oder in einer dafür bestimmten Mauer-
nische unterhalb des Hohlhafens oder Kesselfangs angebracht. Wenn das Herdfeuer in Glut kommt, glimmt dieser Klotz mit, doch ist er so gestellt, daß er kaum in Jahresfrist völlig zu Kohle wird. Sein Rest wird bei der Neuanlage sorgfältig herausgenommen, zu Pulver gestoßen und während der Zwölften als ganz besonders gute Düngung auf das Feld gestreut. Aehnliche Sitte herrscht noch jetzt in englischen Dörfern. Sobald das Haus mit Stechpalmen geschmückt und der mystische Mistelzweig aufgehangen ist, wird der Julblock (Yule log) angezündet, der gewöhnlich die knorrige Wurzel eines Baumes ist, und die heiligen Tage hindurch brennen muß. Ein Stückchen muß übrigbleiben, womit der Julblock des nächsten Jahres in Brand gesetzt wird. Endlich wird in der Gegend von Marseille und in der Dauphinée vollkommen dieselbe Ceremonie vorgenommen, nur wird hier der Weihnachtsblock (caligneau) mit Wein oder auch mit Del und Wein begossen.

Früher scheint es auch öffentliche Weihnachtsfeuer gegeben zu haben, wenigstens am Niederrhein und an der Schelde. Jetzt lodern deren nur noch in Schweden und Norwegen, sowie bei Gelegenheit des Winterfestes zu Schweina in Thüringen. Da errichtet die Jugend auf dem Döngelsberge eine Pyramide aus Feldsteinen, zu welcher man am Christabend mit großen Fackeln hinaufzieht, Weihnachtslieder singt und schließlich die Fackeln auf einen Haufen wirft. Unten auf der Ebene wieder angelangt, stimmt man beim Scheine von Laternen und Grubenlichtern Christlieder aus dem Gesangbuche an, und die Ortsmusikanten begleiten den Gesang mit ihren Instrumenten.

Ein anderer altdeutscher Festgebrauch war das Bewachen der Weihnacht. Selbst die Hausthiere durften sich früher dem Schlafe nicht überlassen, sondern wurden aufgetrieben und gefüttert, indem dies vor Viehseuchen bewahren sollte. Selbst die Bäume wurden geschüttelt, auf daß sie im folgenden Jahre reichlicher trügen. Ja im schwäbischen Orte Bühl muß man sogar den Eßig im Keller aufrütteln, weil er dann das ganze Jahr nicht ausgeht. Ganz besonders zahlreich aber sind die Beispiele von Weihnachtsaberglauben, welche darthun, daß in dieser mit göttlichen Kräften erfüllten Zeit dem Menschen auch die Zukunft offen lag. Noch jetzt gehen Abergläubische in der Christnacht in die Wintersaat, um die Geister von den kommenden Dingen reden zu hören. Noch jetzt wird in Schwaben am Tage vor Weihnachten in der Scheuer der Platz unter dem Obertenloche reingefegt und am andern Morgen nachgesehen, welche

Frucht während der Nacht herabgefallen ist: diese nämlich geräth im folgenden Jahre vorzüglich gut. Noch jetzt hört man bei Tübingen, wenn es ein gutes Weinjahr geben soll, in der Christnacht Punkt zwölf Uhr ein Klopfen an den Bitten der Keller. Andre Arten, in der Zwölften die Zukunft zu erforschen, sind folgende: In der Gegend von Lorch in Schwaben schläfern die Mädchen am Donnerstag vor dem Christfeste eine junge schwarze Henne ein und legen sie auf den Boden, worauf sie sich im Kreise um sie lagern und ihr Erwachen erwarten. Verläßt sie nun den Kreis, so wird angenommen, daß die, zwischen denen die Henne durchgeht, im Laufe des Jahres heirathen. Verunreinigt sie aber die Stelle, wo sich ein Mädchen befindet, so gilt dies als ein Zeichen, daß dasselbe demnächst unehelich niederkommen werde. Was man in Kalw bei Stuttgart in den letzten zwölf Nächten des Jahres träumt, das wird in den zwölf Monaten des nächsten Jahres wahr. In Thüringen horchen die Mägde in der Weihnacht auf der Schwelle des Pferdestalls, und wenn ein Hengst wiehert, so glauben sie, daß bis zu Johanni ein Freier erscheinen wird. Andre schlafen, um zukünftige Ereignisse zu erfahren, in der Pferdekrippe. Wieder andre horchen auf Kreuzwegen und an Marksteinen, und vermeinen sie Schwertergeklirr und Roßgewieher zu vernehmen, so prophezeihen sie Kriegsnoth für das nächste Frühjahr. Schließlicly war es noch vor funfzig Jahren im Oberbergischen Sitte, daß der Hausvater in der Weihnacht ein Ferkel aus dem Stalle in die Stube holte und dasselbe kneipend ihm mehre Fragen vorsprach, z. B.:

„Wizchen, sag mir Wizchen

Viel oder ein Fizchen?“

Denachdem das Schweinchen quiekte, schloß der Bauer auf eine zukünftige reiche oder karge Ernte. Dann frug er weiter:

„Wizchen, sag mir alsbald,

Im Feld oder Wald?“

Nach dem hellern oder dumpfern Gequiek des Ferkels wurde angenommen, daß entweder die Kartoffeln und Rüben, oder die Sichel und Bucheckern besonders gedeihen würden.

Eine reiche Obsternte wurde auch dadurch zu erzielen versucht, daß man (dies vorzüglich in Schwaben) Strohbüschel oder (wie z. B. am Rhein) Ephen- und Mistelkränze an die Bäume befestigte. Wie das Fragen der Schweine auf Opfer, so scheint dieser Schmuck der Bäume auf die Strohsackeln zu deuten, welche im Alterthum nebst den Köpfen der geschlachteten Pferde und Eber an den Bäumen der heiligen Haine angebracht wurden, eine Sitte, die von den rheinischen Kirchenversammlungen wiederholentlich als heidnisch unterfagt worden ist. Selbst lange schon bekehrte Christen brachten den gestürzten Heidengöttern das Opfer des Lichtanzündens an Kreuzwegen, um es schlimmstenfalls auch mit ihnen nicht verdorben zu haben. Dies aber ist der Ursprung unsrer Christ-

Bäume, die mit ihren grünen Nadeln ein schönes Symbol der auch in der Winterzeit lebendigen göttlichverehrten Naturmacht, mit ihren Lichtern eine Verkörperung und Heiligung dieser Macht sind, während die vergoldeten Äpfel und Nüsse an ihren Zweigen auf einstige Opfer deuten. Das Alte ist eben wie alles Alte zusammengeschrumpft. Wie das einst alle Kreise durchdringende Opferfest zur Bescherung für Kinder geworden ist, so wurden auch die Bäume kleiner, bis sie endlich im Zimmer Raum hatten; die festliche Stimmung aber nahm nicht ab, sondern pflanzte sich gleichsam im Blute von Geschlecht zu Geschlecht bis auf das unsere fort.

Betrachten wir die Tage nach dem 25. December, so weist gleich die Art, wie am Rhein und in Schwaben der nächstfolgende, jetzt dem heiligen Stephan geweiht, begangen wurde, sehr deutlich auf altheidnischen Brauch hin. Derselbe heißt in den genannten Strichen im Volksmunde der „Pferdstag“, und es scheinen an ihm vorzüglich Turniere und Wettrennen abgehalten worden zu sein. Noch jetzt reitet man am Niederrhein ganz wie in andern Gegenden beim Mai- oder Pfingstfeste in Scharen von Ort zu Ort, und dasselbe ist in verschiedenen schwäbischen Dörfern, z. B. in Backnang, der Fall. Die Sage geht, daß dies vor Hexerei und Seuche schütze. Auch wurde früher an diesem Tage den Pferden zur Ader gelassen und Rosshufe wurden über die Stallthüren genagelt zur Abwendung von Zauberei. Nicht undeutlich tritt in diesen Andeutungen das altgermanische Pferdeopfer hervor, das bei allen hohen Festen gebräuchlich war.

Eine Erinnerung an die Schmäuse der zwölf Nächte haben wir endlich in dem Gebrauche der Johannisbecher vor uns, die in katholischen Gegenden hin und wieder noch üblich ist. Beim Julfeste wurden auf das Gedächtniß der Götter feierliche Becher geleert, und noch heute wird am 27. December in der Umgebung von Tübingen und Göttingen von jedem Gemeindegliede ein Maß Wein zur Kirche gebracht, dort vom Pfarrer mit den Worten: „Trinkt aus diesem Kelche wahre christliche Bruderliebe“ geweiht und dann zu Hause getrunken, indem dabei der Glaube herrscht, daß dieser Johannisstrunk — der meist dem Wuotan gegolten haben mag — vor allem Schaden schütze. Ein anderer nicht minder deutlicher Rest ist der Oberkopf, der einst bei allen Germanen das Hauptgericht der Julzeit bildete und in England noch jetzt hin und wieder auf die Tafel kommt, und auf welchen auch die ebersförmigen Weihnachtsgebäcke der Schweden hinweisen. Hier finden ferner die norddeutschen Brezeln und die schwäbischen Neujahrsringe, die beide das Bild des heiligen Sonnenrades mit seinen Speichen repräsentiren, ihre Erklärung. Zum Schluß aber kann hinsichtlich der Bestandtheile jener Opferschmäuse an die Christstollen Mitteldeutschlands, an das schwäbische Huzelbrot, an die Neujahrsuchen, die im Bergischen am Sylvesterabende gebacken werden, an das blaue Muß, welches

ebendasselbst am Weihnachtstage gegessen werden muß und dann gegen das Fieber sichert, an das Gericht gelber Rüben, die der schwäbische Bauer am Neujahrstage verspeißt, an die Knöbel mit Heringen, die im Saalfeldischen nothwendige Sylvester Speise sind, an den unumgänglichen Heringssalat der Leipziger Weihnacht und an den Hirse, den man in Dresden zu Neujahr auf dem Tische der Hausfrau von altem Schrot und Korn sieht, und welcher bewirkt, daß es im begonnenen Jahre nicht an Geld fehlt, mit Fug erinnert werden.

Eine ungemein große Anzahl von Bruchstücken zur Ergänzung des Torso, als welchen wir die heidnische Weihnacht in der christlichen aufgehoben sehen, ließe sich noch beibringen. Das Mitgetheilte wird indeß genügen, und wir dürfen die Aufmerksamkeit des Lesers nicht zu lange in Anspruch nehmen. Eins jedoch bleibt noch zu erwähnen. Ganz wie bei jener Vorseier um Martini und in den Adventen stellten sich auch in den Nächten des eigentlichen Winterfestes die Himmlischen ein, bald in milder freundlicher Gestalt, bald mehr nach ihrer erhabenen und furchtbaren Seite.

Der Ruprecht, welcher, nachdem er die Bescherung angesagt, den Christbaum anzündet und mit dem heiligen Christ die Gaben unter denselben legt, ist von uns bereits als ein Gott erkannt worden, und zwar als der ruhmstrahlende Vater der Götter. Bei derselben Gelegenheit entdeckten wir in dem Bären, der den Schimmelreiter begleitete, den Eber Frös. Jetzt treffen wir in Tübingen dasselbe Attribut des Gottes der Fruchtbarkeit als weißes Schwein, welches regelmäßig in der Geisterstunde der Weihnacht aus dem Kornhause an der Ammer die Marktgasse entlang bis an die krumme Brücke läuft und dann verschwindet. Der böse Feind endlich, welcher in verschiedenen Gegenden deren, welche sich die Advente hindurch alles Betens enthalten haben und in der Mitternacht vor dem Christfeste auf einen Kreuzweg treten, mit einer Düte voll unsichtbar machenden und allerlei andere Wunder wirkenden Farnsamen erscheint, möchte schwerlich ein anderer sein, als Wuotan, der Wunschverleiher, von der Kirche zum Teufel umgewandelt.

Vor allem aber gehört hierher der Umzug des wilden Heeres, welches schon durch die schwäbische Bezeichnung „Wuotesheer“ als der Heereszug des Gottes bezeugt ist, welchem das Julfest in Deutschland ganz besonders gegolten zu haben scheint. Bald als riesenhafter Reiter auf einen rothgefleckten Schimmel, bald als rasselnder Wagen braust schwäbischer Sage zufolge in der Weihnachtszeit und zu Neujahr dieser grausenvolle Spuk über das Land hin. Wer es kommen hört, muß sich mit dem Gesichte auf den Boden werfen, sonst schleppt es ihn mit fort. Es hat seine bestimmten Wege, in Immenhausen und Pfullingen die Heergasse, in Udingen die Wuotesgasse. Bisweilen läßt es eine wilde Musik, manchmal auch Gesang von vielen hundert Stimmen hören.

Ein heftiger Sturmwind fährt vor ihm her. Hin und wieder geht die Sage, wenn es recht tose, verkünde es ein fruchtbares Jahr. In Rotenburg hat es einmal ein ganzes Haus umgerissen, und an vielen Orten wurden Neugierige, die es sehen wollten, geblendet, und Spötter, die ihm Hohnworte zuriefen, mit Pferdeschinken oder Geißfüßen geworfen, daß sie vor Schrecken starben.

Wäre noch ein Zweifel, daß es Wotan mit dem Heere der nach Walhalla geladenen Helden ist, der hier an seinem Feste durch die Lande zieht, so müßte er bei Betrachtung des Umstands schwinden, daß der Anführer der wilden Jagd in einigen Gegenden gradezu der „Breithut“ heißt, eine Benennung, welche auf das überraschendste dem Beinamen „Sidhötr“ entspricht, den Odin in der Edda führt.

Mit diesem Bilde schließen wir die Reihe von mehr oder minder farbigen Schatten, die wir der Zauberlaterne des Weihnachtsaberglaubens entschweben ließen. Wir sahen den Hintergrund unsrer Weihnachtsfeier, sahen tolle Poffen sich in ihren sinnvollen Brauch, Teufel und Gespenster sich in Götter verwandeln, erkannten das Licht, welches der Weihnachtsstanne entstrahlt und thaten Blicke in das Herz unsres Volkes, die manches erklärten, was an diesem Herzen Eigenartiges ist. Möge dieses Herz ihm bleiben, wie ihm durch die Winter von zwanzig Jahrhunderten hindurch die Tanne, das Wahrzeichen seiner Weihnacht, grün geblieben ist.

Brüsseler Bilder.

II. Ein Abend im Chateau des Fleurs.

Die Vorstadt von Paris, wie man Brüssel häufig zu nennen pflegt, hat zwei große Etablissements, in welchen sich die Masse des Publicums vergnügt. Sie heißen: Casino d'été, unweit der Hauptstation der Nordbahn und Chateau des Fleurs, vor dem Laefner Thor, in der Chaussée d'Anvers. Einem geübten Auge wird es nicht entgehen, wie in Brüssel drei Elemente: das französische, slamländische und wallonische, hervortreten. Am leichtesten findet man den Unterschied da, wo sich die Masse vergnügt und wir können, um das französische Element der belgischen Hauptstadt z. B. kennen zu lernen, keinen besseren Ort wählen, als das lustige Chateau des Fleurs mit seinem großen Garten, in welchem wir eine Menge Rasenplätze, Baumalleen, grüne Bosquets, aber nur keine Blumen finden konnten.

Wenn man in den Wochentagen Abends gegen 7 Uhr von dem Place de Monnaie die Rue neuve hinab nach den Boulevards zu geht, bemerkt man eine dichte, lustige Menschenmenge, welche durch diese Straße hinunter nach der